

Die Schöne, die Wilde und das Biest

Graubünden – der Name klingt nach Tristesse, doch eine Reise durch das Schweizer Ländle enthüllt »eine kleine Welt, in der alles vorkommt«. Impressionen

Florence Hervé

Florence Hervé, promovierte Germanistin; machte sich als Frauenrechtlerin und Autorin international einen Namen; jüngste Buchveröffentlichungen: »Clara Zetkin. Dort kämpfen, wo das Leben ist«, Berlin 2007; »Frauen und Berge«, Freiburg 2006 (auf französisch: »Femmes et Montagnes«, Genf 2006)

Hunderte von weißen Gipfeln und blauen Bergseen, grünen Tälern und dunklen Schluchten; Heidi, der Geißenpeter und der Alpenöhi; Murmeltiere und Steinböcke – das Wappen Graubündens –, Alprosen und Enzian, Kitschiges und Hinterwäldlerisches finden sich im Osten der Schweiz. Und Hunderte von Klischees. Ich zog durch den größten eidgenössischen Kanton und entdeckte ein Land der Kontraste. Idyllisch und kantig.

*

Terra Grischuna. Die Schöne. Es lockt die Gemeinde Sils Maria am Fuße von 3000 Meter hohen Gipfeln und Gletschern. Lichtdurchflutete Landschaft, auch düster, wenn die Maloja-Nebelschlange über dem Bergsee schwebt. Und Literatur bei jedem Schritt. Friedrich Nietzsche schwärmte für den »lieblichsten Winkel der Welt«. Herzliche Postkartengrüße aus dem Engadin verschickte Kurt Tucholsky 1926 und mokierte sich über »lauter ringfeine Smoking-Berliner« auf der Suche nach Natur pur. Anne Frank verbrachte ihre Ferien im Bergdorf Sils Maria 1935 und 1936. Die rasende Reisereporterin und Fotografin Annemarie Schwarzenbach schrieb an ihre Freundin Erika Mann 1932 von ihrer Wahlheimat, »wo ich mich sicherer bewege und leichter fühle als anderswo« – und wo sie österreichischen Antifaschisten zur Flucht verhalf.

Südwestwärts von Sils Maria geht's zum Maloja-Paß. Da liegt Salecina, inmitten von Blumenwiesen. Der Name steht für die Achtundsechziger, für Begegnungen und leidenschaftliche Debatten. Und für ein gemeinschaftliches Lebensmodell. Salecina entstand tatsächlich in den späten sechziger Jahren. Der marxistische Bibliothekar Theo Pinkus aus Zürich und seine Frau Amalie Pinkus-De-Sassi, beide in der Naturfreunde-, Frauen- und Arbeiterbewegung engagierte Bergliebhaber, begeisterten sich für ein altes Bauerngehöft auf 1800 Meter Höhe. Das Paar gründete eine Stiftung, kaufte und renovierte den Bauernhof. Aus dem ehemaligen Stall wurden Schlafräume, der Traum von einem gemeinschaftlichen Ferien- und Bildungsort in den Bergen wurde Wirklichkeit. Salecina war ein Hort des Dialogs – der Soziologe Herbert Marcuse traf hier 1976 mit dem Schriftsteller Max Frisch zusammen.

Die grün-weiße Berglandschaft und die Verbindung von Kultur und Politik hat Rosette Eichenberger, Mittvierzigerin, hierhergelockt. Nach einem abgebrochenen Studium der Ethnologie und Islamwissenschaften, einer Tätigkeit im Gastgewerbe und als Hirtin wurde sie Hüttenwartin des alternativen Zentrums. Es gefällt ihr, zugleich Chefin und Angestellte zu sein – im Salecina-Modell der Selbstverwaltung haben die vier Hüttenwarte ihre Stimme im Rat. Hier werden günstige Ferien für Alleinerziehende und Sozialhilfeempfängerinnen und -empfänger aus dem Fonds finanziert, internationale Seminare zu sozialen oder politischen Themen subventioniert. Letztere kommen aber aufgrund des politischen Wandels kaum mehr

zustande.

Rosette lenkt ein: Man denke immer nur an große Männer wie Marcuse. Aber hier tagen beispielsweise Journalistinnen und Journalisten von kleinen alternativen Zeitungen in Klausur. »Alles ist politisch, was in Salecina passiert«, meint sie. Schließlich findet hier ein Austausch statt. Draußen im Hof spielen italienische und hessische Kinder zusammen, in der Küche bereiten die Bergwanderin und der junge Historiker das Abendessen für die rund 50 Gäste vor. Im Gemeinschaftsraum improvisiert ein älterer Herr auf dem Klavier. Ob sich der alte Traum von der Aufhebung der Trennung zwischen Kopf- und Handarbeit – mindestens für ein paar Tage – hier verwirklicht?

*

Ein paar Täler weiter westlich geht's auf einer Schotterstraße durch Dutzende von Kurven und unzählige Tunnel zum 22 Kilometer langen Safiental. Auf der einen Seite schlängelt sich der Bach Rabiosa – Die Wilde. Auf der anderen tobt der Rhein mit dem gewaltigen Bergsturz Ruinaulta, die auch »little Swiss Grand Canyon« genannt wird. Vier Dörfer mit etwa tausend Einwohnern kämpfen um den Erhalt der Kultur- und Naturlandschaft. »Wir benötigen weder Golf- noch Kinderspielplatz«, erklärt Maria Hunger-Fry aus Safien-Thalkirch, eine dynamische Fünzfzigerin. Die Ursprünglichkeit solle erhalten werden, »darum brauchen wir auch die Bauern«. Die ausgebildete Gastwirtin hat bis spät in der Nacht Capuns – in Mangold verpackter Spätzleteig mit Speck und Fleischstücken – gewickelt. Trotzdem fährt sie uns mit ihrem Jeep auf 1700 Meter Höhe, zum 300 Jahre alten Turrahus. Im einsamen Berggasthaus hat sie mehrere Jahre die Gastwirtschaft betrieben.

Sie zeigt uns den Hof, in dem Stall- und Wohnhaus getrennt, Scheunen und Alphütte über die Alm zerstreut sind. »Die Walser Lebensart ist in Architektur wie in Sprache karg... hier haben wir nur Holz, Wasser und Steine.« Maria Hunger-Fry kommt aus der alternativen Churer Szene und zog Ende der siebziger Jahre aufs Land – »viele kommt bei uns später«, lacht sie. Sie wollte raus aus dem streng geordneten Bürgeralltag, verließ ihre Umgebung, erstrebte eine andere, friedfertige und gerechte Welt. Sie arbeitete in einem Kinderheim der französischen Schweiz, kam dann 1980 zurück ins Graubünden, ans Ende der Welt, wo das Gegenüber des Bergs der Berg ist...

»Stille und Kargheit zu suchen ist ein Urbedürfnis vieler Menschen«, sagt sie. Die Mutter von drei Söhnen engagierte sich zunächst für eine Verbesserung der Verkehrswege im Safiental: »Wir Frauen wollten die Straßen sicherer haben.« Sie knüpfte am sozialen Netzwerk mit, entwickelte Kleinstprojekte: »Wir tragen Verantwortung für eine nachhaltige, sinnstiftende, kulturelle und wirtschaftliche Zukunft«, meint sie. Die Rätoromanin, die mehr als die vier Landessprachen beherrscht, ist heute Präsidentin des Verkehrsvereins Safien und Geschäftsführerin von Pro Safiental. Ziel ist es, die Region lebenswert zu erhalten, Arbeitsplätze zu sichern, die Abwanderung zu stoppen und umweltverträgliche Projekte zu unterstützen. Für ihr Engagement erhielt sie 2006 den Terra-Grischuna-Preis der gleichnamigen Zeitschrift.

Sicherlich, der Alltag in der kargen Gebirgswelt sei manchmal schwer, besonders im Winter: »Ich war schon mal zehn Tage wegen Schnees von der Außenwelt abgeschlossen.« Es gab aber keine Langeweile, sondern es hieß: »Holzhacken und Vieh füttern.« Und doch fügt die weltoffene Frau hinzu: »Ich muß aufpassen, daß mir der Berg nicht zu nah kommt.« Ob sie nicht befürchtet, daß das grüne Tal zum touristischen Rummelplatz wird? Sie zuckt mit den Schultern: »Da müßte zunächst die Straße erneuert werden« – und davon wird bereits seit etlichen Jahren nur geredet.

*

»Keine unnötigen Sorgen – wir sind wachsam«, meint auch Elisabeth Bardill, die im Nachbardorf Tenna wohnt. Die 66jährige Frau, die gerade vom Heuen mit den Enkeln zurückgekehrt ist, vertritt die Ansicht, daß die Menschen ihre Grundstücke nicht so schnell verkaufen würden. Bauern erhielten Subventionen vom

Bund, und das Safiental sei außerdem kein Durchgangsgebiet: »Es sind keine Kriegshorden durch das Tal gezogen, und der Tourismus hat keine ›Ableger gemacht‹.« Elisabeth Bardill, in Küssnacht am Zürichsee aufgewachsen, vier Söhne, sieben Enkel, hat eine enge Beziehung zur Landwirtschaft und zu ihrem Dorf.

Tenna, rund 100 Bewohner, in 1650 Meter Höhe auf einer Sonnenterrasse gelegen, macht einen friedlichen und heiteren Eindruck. »Die Dorfgemeinschaft gefällt mir«, sagt die frühere Kindergärtnerin und Lehrerin, deren Mann in den sechziger Jahren Lehrer an der Gesamtschule in Tenna war. Seit 1996 arbeitet sie als freie Autorin. »Das Bündner Land habe ich mir durchs Schreiben vertraut gemacht«, erzählt sie. Für ihre Bücher über Lebensformen von Frauen in Graubünden bereiste sie die Täler des Kantons. Sie porträtierte einfache, »starke Frauen mit Ausstrahlung«. Ihr Antrieb? »Ich möchte Friedensarbeit machen.« Elisabeth Bardill pflegt ihren Gemüsegarten und ihr kleines Gerstenfeld und lebt engagiert in »einer kleinen Welt, in der alles vorkommt«.

*

Auf der anderen Seite des Vorderrheins breitet sich auf tausend Meter Höhe Flims aus, früher Bauerndorf, heute bekannter und beliebter Kur- und Skort, fast 3000 Menschen leben hier. Er ist von Tannenwäldern umgeben und von Wiesen, die im Frühsommer löwenzahngelb und margeritenweiß strahlen, und von Bergen, auf denen blaue Enziane leuchten, und von Bächen. Das Baugeschäft boomt, die Preise steigen, inzwischen machen die Zweitwohnungen rund drei Viertel aller Domizile aus. Adrian Steiger, ausgebildeter Umweltingenieur, Bürgermeister von Flims zwischen 1989 und 1995, verfolgt die Entwicklung kritisch: »Ein Normalverdienender hat in Flims keine Chance.«

Früher wären Bauern noch im Nebenerwerb Skilehrer gewesen, heute werden Animatoure gebraucht: »Man ist hier auf Erlebnis, auf Freizeitpark aus.« Alternativen sieht er in einer anderen Raumplanung und in einer Nutzungseinschränkung von Zweitwohnungen. Der Boden sei eben nicht erweiterbar. Der Informatiker, der jeden Tag mit dem gelben Postauto von Flims in die zwanzig Minuten entfernte Graubündner Hauptstadt Chur zur Arbeit fährt und die Verbindung von Natur und Kultur sowie das soziale Umfeld in Flims schätzt, warnt vor der Entwicklung der Schweiz zur Kapitalanlage, zum »Monaco von Europa«.

*

Station Chur. In der über 2000 Jahre alten Stadt wurde einst der Schuft und Freiheitsheld Jürg Jenatsch (1596–1639) ermordet; die Malerin Angelica Kauffmann (1741–1807) wurde hier geboren. »Der trübsinnigste Ort, den ich jemals gesehen habe«, schrieb Thomas Bernhard in »Der Untergeher«. Eine der »hundert trendigsten Städten der Welt«, meinen andere. Im Höflibeiz Klibühni, dem Zunfthaus an der Kirchgasse, mit sich schlängelndem Efeu und dem Himmel als Dach, herrscht südländische Stimmung. Alt und Jung sitzen an den Holztischen, trinken, diskutieren, lachen.

Eine betagte Dame mit strengem Knoten und schelmischem Blick setzt sich an unseren Tisch und erzählt. »Wir waren damals die wilden Weiber von Chur. Wir haben für die Legalisierung des Schwangerschaftsabbruchs demonstriert und gegen das umweltschädigende Salzstreuen auf den Straßen protestiert – das hat den Männern nicht immer gefallen«, fügt sie schmunzelnd hinzu. Die Gruppe gebe es heute nicht mehr. Feministinnen aber schon. Und sie erzählt weiter von der aus der Kirche ausgetretenen Pfarrerin und heute freischaffenden Theologin im sonnigen Bergdorf Feldis – ein Katzensprung von Chur. Gisela Tschanner sei Mitautorin von »Hexentrank und Wiesenschmaus«, einer Rezeptsammlung aus der wilden Weiberküche, und böte heute noch ihre Spezialschnäpse an, Brennessel-Alpkäsebroten und Hexengalle, ein rosarotes Getränk aus Vogelbeeren. Und sie hielt Vorträge über die Hexen des Mittelalters, die »wohl zu selbständig« waren – im nahen Glarus wurde Anna Göldin 1782 als letzte Frau in Europa hingerichtet. Heute wünscht uns die Mitwirkende des Seniorenteaters »en guata« – einen guten Appetit. Gnocchi mit Eierschwämmerli werden serviert, dazu ein kräftiger, »vom Föhn begünstigter« Bio-Blauburgunder: »viva« – prosit.

Die Klibühni entstand in den siebziger Jahren. »Ein müdes Stadttheater. Bildungsbürgertum, ernste Mienen. Muffigkeit. Unsägliche Provinz«, so heißt es zur Geschichte. Reto Bernetta, Klibühnis Geschäftsführer und seit 1976 dabei, lächelt über »das Bildungsbürgertum«, das gebe es heute nicht mehr in der Beamtenstadt, das Publikum sei gemischt und aufgeklärt. So habe die Bühne ein Programm mit Brechtgedichten präsentiert, in Erinnerung an den Dramatiker, der im Februar 1948 seinen fünfzigsten Geburtstag in Chur feierte und am Stadttheater die »Antigone« von Sophokles inszenierte.

Das Stück war kein Kassenerfolg. Ob die Strenge von Brechts Inszenierung mit der »fast schon mediterranen Leichtigkeit Churs« kollidierte? Auf dem diesjährigen Herbstprogramm stehen: Jurek Beckers »Jakob der Lügner« und Walther Kauers »Spätholz«, die Geschichte eines alten Kleinbauern in einem abgelegenen Tessiner Tal, der einen vom Vater für den Sohn gepflanzten Nußbaum fällen lassen soll, weil ein deutscher Industrieller freie Sicht auf den See haben will.

*

Freie Sicht auf die Berge haben wohl die Chefs der im Nachbarort Domat-Ems, fast 7000 Einwohner, international tätigen Ems-Chemie-Holding AG. Sie zählt zu den wichtigsten Industriebetrieben in Graubünden und gehört der Familie von Christoph Blocher, dem Chemiefabrikanten und Milliardär, dem rechtsextremen Politiker und Populisten, Bundesratsmitglied der konservativen Schweizerischen Volkspartei. Dieser wettet gegen Gleichheit und Ausländer, Sozialausbau und Sozialismus und kämpft gegen jede Wiedergutmachung der Schweiz für ihre Rolle in der Nazizeit. Was nicht erstaunt, da Blochers Ems-Chemie, die frühere »Hovag«, nach dem Zweiten Weltkrieg maßgeblich vom Know-how eines Auschwitz-Managers profitierte: Johann Gieser, Ems-Forschungsleiter, war während des Krieges Leiter des IG-FarbenWerks Leuna, plante und überwachte die neuen Produktionsanlagen in Auschwitz, wo der Konzern ein großes Chemiewerk errichtete – mehr als 30000 KZ-Häftlinge starben auf der IG-Farben-Baustelle. Dies sei ihm nicht bekannt, sagt Blocher.

Die Ems-Chemie macht heute Rekordgewinne, von der Sonderdividende profitiert die Familie Blocher gewaltig. Für die Ems-Angestellten wurde dafür die wöchentliche Arbeitszeit von 42 auf 43 Stunden verlängert, wogegen die Gewerkschaft Unia Ende März vor den Betriebstoren protestierte. Es sei eine »Sauerei«, empört sich der Regiosekretär der Unia, Stefan Schmutz, und eine »unverschämte Ausbeutung«. Üblich seien in der Chemiebranche 36 bis 38 Arbeitsstunden die Woche. Blocher-Familie wie Aktionäre kassierten viel Geld – dabei werde die Firma »ausgeblutet«. Arbeiteten hier Ende der achtziger Jahre noch 2500 Menschen, seien es heute nur noch 1200.

*

Unweit von Ems-Chemie blüht die Bündner Alpenweltidylle weiter. An diesem Sommertag fällt der Rummel im Weindorf Maienfeld, Heidis Urlandschaft, weitgehend aus. Wir überlassen den paar Touristen »Heidis House – the Original« und probieren einen fruchtigen Beerliwein in einer der vielen Keltereien. Viva.